

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 4

Artikel: Ein Hund auch noch!
Autor: Freuler, Kaspar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664649>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EIN HUND AUCH NOCH!

Der alte Armenpfleger kannte den Satz aus allen möglichen Fällen seiner langjährigen Praxis. Jeder, der mit öffentlichen Unterstützungen zu tun hat, kennt ihn; Wohlfahrtsämter, Waisenämter, Armenpflegen kennen ihn.

Da wohnt mit seinen vier oder fünf Kindern irgendwo am Rand des Dorfes ein Vater, schlägt sich schlecht und recht durch und bringt seinen nicht allzuschweren Zahntag nach Hause, trinkt nicht und bastelt auch daheim im Schopf noch dies und das für die Haushaltung zurecht; die Mutter besorgt in ein paar Nachbarhäusern die Wäsche und muss aufpassen, dass ihre die Kleinen nicht ins Waschhaus nachlaufen. Alles lässt sich ertragen, die magere Kost, die geflickten Kleider, dünne Schuhe und dünne Wolldecken. Man lebt, wie es geht und tröstet sich mit andern, gerät vielleicht auch gelegentlich in eine Cholderstimmung und ist ein paar Stunden mit Gott und der halben Welt zerfallen. Aber sie rappeln sich immer wieder auf, Vater und Mutter, und arbeiten weiter. Einmal wird's auch für uns leichter werden, denken sie.

Aber dann kommen kranke Tage, kommt ein Unfall; ein Unglück kommt selten allein, sagt man. Kleine Schicksale können zum grossen werden, das dunkle Schatten wirft. Eines Tages hört man, dass die Gemeinde wieder einen heimlichen Kostgänger mehr zu erhalten habe. Der Armenpfleger schweigt, aber man hat ihn einmal gesehen, wie er in der Dämmerung ins Haus getreten ist, und ein andermal — kurzum, ein Dorf hält die Augen und die Ohren offen, wenn's um sein Geld geht.

«Ein halbes Dutzend Gofen auf die Welt stellen kann ein jeder, aber sie erhalten ist eine zweite

Kunst! Natürlich langt der Verdienst nicht! Natürlich muss die Gemeinde wieder einspringen! Dazu hat man die hohen Steuern, jawohl! Um fremden Leuten Milch und Miete zu bezahlen!»

Und dann kommt jener ominöse Satz mit all seinem verborgenen Aerger und seinen heimlichen Vorwürfen: «Und einen Hund haben sie natürlich auch noch!» Es wird vorgerechnet, dass ein Hund seine sieben Fünfliber Hundesteuer koste, dass er täglich einen halben Liter Milch saufe und für einen Franken Kost fresse, dass er zu nichts und aber nichts nutz sei und für Leute solchen Genres einfach ein unvernünftiger Luxus sei. Schliesslich sei eine Gemeinde nicht dazu da, anderer Leute Hunde durchzufüttern. Punkt.

Es lässt sich nicht abstreiten: die Leute haben einen Hund. Ein kleines, etwas missfarbiges und stubeliges Hündchen, das ums Haus herum bellt, vor der Türe liegt oder die Umgebung mustert. Nach der Rasse zu fragen, ist überflüssig. Vor Jahren ist es den Leuten zugelaufen und kein Mensch hat nach ihm gefragt. So haben sie es aus Erbarmen aufgezogen, es ist mit den Kindern aufgewachsen, hat mit ihnen gespielt und getollt, aus lauter Liebe oft haben sie es an allen vier Beinen und an beiden Ohren gerissen, es hat sich alles gefallen lassen. Es frisst, was man ihm eben gibt, Kartoffelschalen, die letzten Küchenreste, steinhartes Brot, lieber einen abgenagten Knochen oder einen alten Wurstzipfel; wenn's hoch kommt, kauft ihm die Frau aus dem Waschgeld hie und da ein Stück Lunge oder Milz. Kehrt der Vater einmal unzufrieden nach Hause, so springt der Hund zu ihm auf das alte Kanapee, das sich von einer Gant her in die Stube verirrt hat, und schleckt ihm begütigend die Hände; springt in die Küche und wedelt tröstend vor der Frau hin und her. Abends liegt er auf seiner zerschlissenen Türvorlage und schläft den leisen Schlaf aller Tiere, die seit undenklichen Zeiten her auch im Traum immer fluchtbereit sind und jedes ungewohnte Geräusch in sich aufnehmen, bereit, sich zu wehren, zu fliehen. Immer und überall ist er dabei und keins denkt, dass er nur ein Hund ist. Er gehört zur Familie, wie jedes der Kinder und man ruft ihn im selben Tonfall wie den Kindern: «Marieli! Bello! Hansli!»

Und jetzt? «Einen Hund haben sie auch noch!»

Jawohl. Und sie sollen ihn behalten dürfen. Er führt kein Herrenleben, und der eine und andere möchte denken, ihm sei im Hundehimmel wohler als da draussen am Dorfrand. Mag sein — das

weiss niemand. Seine kleinen Kunststücke sind bald aufgezählt und zu manchen ist er schon zu alt und zu ungenau. Man hat ihn kaum gelehrt, um eines Tortenstückes willen das Männli zu machen. Aber alle hängen an ihm, und alle haben ihn lieb, den kleinen, strubeligen Kameraden guter und schlechter Tage.

Der alte Armenpfleger hat ein Einsehen, und viele seiner Amtsgenossen haben es auch. Wie er das nächste Mal zum Haus kommt, dunkel und unterm Regenschirm, da streichelt er den wedelnden Hund über den Kopf: «Keine Angst, Bello! Bleib ruhig, wo du bist! Kein Mensch tut dir etwas. Soviel erträgt unsere Gemeinde schon noch, wegen des Hündleins geht die Kasse nicht aus dem Leim!» Und er steckt ihm einen Wurstzipfel zu. Die Pflegerin wird ihn zwar anderntags in allen Ecken des Küchenkastens suchen. Aber der Zipfel ist versorgt und ist am richtigen Ort.

Eduard H. Steenken

S C H N E E I G E S

Es schneet, sagte es, aber dafür konnte es nichts, es war ein kleines Mädchen und es hatte dieses Wort gerade aufgeschnappt, als es anfang zu schneien. Später wird es erkennen, dass «schneien» schöner ist. Es gibt Wörter, die in sich Poesie sind. In diesem «Schneien» ist das raumweite Niederrieseln und es ist zugleich diese leichte Verfinsterung darin, die macht, dass wir das Ferne nicht mehr erkennen. Und es ist das köstliche Weiche, Behutsame, Gleitende darin. Ein schiefer Telefonmast setzt ein Häubchen auf, raschelndes Gerank krönt sich mit weissem Behang, es gibt ganz ordinäre Wege, die im Schnee schön werden. Nun erkennen wir ihre sanften Kurven, ihre Duldsam-

keit, ihr Dahinziehen, ihr Eingebettetsein in der Landschaft.

Das Schneeige ist schon abgezogener, ein Hilfswort unter Umständen, es ist ein wenig mehr Nässe darin als im Schneien. Man weiss, wenn man etwas Schneeiges anfasst, dass es alsbald zu Wasser wird. Im Schneeigen aber lebt unser Anteil, wir selbst sind nicht Schnee, wir schneien nicht, wir entdecken das weisse Wunder am Morgen auf der Fensterbank, auf dem Briefkasten, auf dem schwarzen, teergestrichenen Zaun. Ein Freund von mir konnte sich sehr stimuliert fühlen, wenn er den ersten Schnee erblickte. Mit Zipfelmütze und Pfeife zog er hinaus. Herrlich, diese Schneeluft, konnte er mindestens fünf Mal sagen. Nicht ganz zu unrecht, Schneeluft ist ein köstliches Agens. Es scheint, dass selbst unsere Lungen mit Wonne darauf reagieren. Zumindest atmet man plötzlich gern, tief. In der Schneeluft schickt uns Gott eine neue Hoffnung ... wie auf dem Meer eine Brise.

Aber das kleine Mädchen, das «es schneet» sagte, setzte zugleich seine Beine in Bewegung. Es wollte sich mit diesem himmlischen Weiss bekannt machen, vermählen. Aehnlich wie Hunde sich in dieser Wonne wälzen (trotzdem wäre diese Verbindung von Wonne und wälzen nicht gut für ein Gedicht), wollte es sich in diese weisse Flut hineinwerfen. Zum Glück hinderte seine Mutter es nicht daran. Zumindest nicht für einige Minuten. Das Köstliche wird uns so wenig geschenkt, wir müssen uns ihm, wenn es kommt, hingeben. Es formte Bälle und selbst der würdevolle Onkel formte einen, er warf ihn auf Jungenart an die Wand des Hauses. Seltsame Lust, Schneebälle zu formen, einen in sich Eingemummten zu erschrecken — mit Kraft und Plötzlichkeit. Hier wird das Schneeige ganz und gar offenbar. Nachher perlen dir die Finger vor Kälte, man schlägt sie um den Leib und nachher wieder brennen sie vor Wärme, vor Hitze, oh man erinnert sich, dass der Winter gekommen ist.

Und da wir nun schon vom Winter reden, erinnern wir uns daran, dass in ihm Tonnen, unvorstellbare Massen von Schnee ruhen. Winter ist der andere Pol von Flocke. Hier wurde die Flocke zur grossen Masse, mit ihrer lyrischen Einzigartigkeit ist es aus. Sie ist in den Winter wie in ein Volk von Grundsätzen eingegangen. Zarte, liebliche, tanzende Flocke, die immer noch einen Dichter inspiriert, vielleicht löst du dich wieder im Licht auf, vielleicht wirst du zu blankem Eis, das